



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nablus und die Samariter. 4. : Die Samariter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Terrainschwierigkeiten in der Schweiz waren zu Anfang dieses Jahres bereits $113\frac{1}{2}$ deutsche Meilen Eisenbahnen befahren. Noch großartiger ist das Telegraphennetz, welches die Städte der Schweiz untereinander und mit den Linien des Auslandes verbindet. Bei einem Tariffatz von nur einem Franken für die einfache Depesche ist das Institut sowol dem Staatschatz als dem Volke nützlicher geworden als in andern Ländern. Die Linien hatten schon vor drei Jahren 294 deutsche Meilen Drähte, es bestehen in dem kleinen Lande 104 Telegraphenbureauz, die Zahl der beförderten Depeschen betrug 1856: interne 169,376, internationale 40,193, transitirende 17,503, die Einnahme war brutto 305,821, der Reinertrag 26,130 Fr. Der Briefverkehr, 1850 erst 13 Millionen Korrespondenzen repräsentirend, betrug 1858 fast doppelt sovielen, so daß auf jeden Einwohner durchschnittlich etwa 10 kamen, wogegen in Frankreich 7, in Preußen etwa ebensoviele, in Oestreich $1\frac{1}{2}$, in Rußland 0,3 auf den Kopf zu rechnen sind.

Wir haben mit den vorstehenden Mittheilungen eine angenehme Pflicht erfüllt. Es galt das Bild eines Staatswesens zu zeigen, auf dem die Blicke selbst derer mit „innigem Wohlgefallen“ ruhen, welche dem Geiste, der — allerdings begünstigt durch die vertragsmäßige Neutralität — diese Blüthe hervortrieb, Feind sind, derer, die diesen Geist, das Streben nach Einheit gegen Außen, nach möglichster Ausdehnung der Selbstregierung im Innern, wo er in Deutschland sich regt, verunglimpfen und anklagen. Möge die Eidgenossenschaft die Krisis, die ihr jetzt zu nahen scheint, glücklich überstehen. Daß sie sie nicht mit Unehren bestehen wird, sind wir überzeugt. Daß das Ende ihr den Sieg verleihen wird, hoffen wir mit derselben Zuversicht, mit der wir an unsern endlichen Sieg glauben, wenn die Bedrohung für uns Gestalt gewonnen haben wird.

Nablus und die Samariter.

4.

Die Samariter.

Am folgenden Morgen war es unsre vornehmlichste Pflicht dem Cahin der Samaritaner seinen Besuch zu erwidern. Gegen 10 Uhr machten wir uns zu dem Zwecke auf und erreichten das nördlich von dem Chadraffiste gelegene Haus des Priesters durch ein Labyrinth von engen krummen Gäß-

chen. Das Samaritanerviertel, das südwestlichste der Stadt, bildet nur eine Abtheilung des Haret el Jasmineh, des Jasminquartiers, eines der Hauptstadtbezirke. Weshalb man dasselbe nach dem hier viel angebauten edlen Schlinggewächs, dem Jasmin, benannt, vermag ich nicht zu sagen; der in den Samaritergäßchen herrschende Duft hat sicher nicht dazu verleitet.

Der Cahin von unsrer Ankunft durch einen vorausgesandten Diener benachrichtigt, empfing uns in der Hausthüre und führte uns mit vielen höflichen Worten eine Steintreppe hinauf in sein Empfangszimmer.

Ich ging voraus und öffnete die Thüre; doch wandte ich mich zurück, als ich drinnen ein Frauenzimmer erblickte, denn ich wollte gegen die orientalische Sitte nicht verstößen. Der Cahin aber beruhigte mich: „Es ist nur eine Adjuse“ (ein altes Weib), und so traten wir ein. Das Zimmer, sowie das ganze Haus zeugte von einem gewissen Wohlstande und dem widersprach auch die Kleidung der Adjuse nicht. Wir nahmen auf einem Divan Platz und wurden mit Marghileh, Kaffee und einer Wassermelone bewirthet. Die Frau uns gegenüber beschäftigte uns aber so sehr, daß wir zu keiner eigentlichen Unterhaltung gelangen konnten. Sie war eine Person von einigen 40 Jahren, von zartem Körperbau und bis zur Durchsichtigkeit abgemagert; daß sie krank sei, hätte sie uns wahrlich nicht besonders zu versichern brauchen. Ein entsetzliches Glend drückte sich in ihrem unruhigen Geberdenspiel aus und jede Bewegung der großen braunen Augen machte den Eindruck eines Händeringens. Sie bat uns flehentlich um Medicamente, aber ohne sich über ihre Leiden auszusprechen — in der Levante gilt ja jeder Europäer für einen Hakim, (einen Arzt). Wir konnten ihr leider nicht helfen, versprachen aber, ihre Aufnahme in einem der Hospitäler in Jerusalem zu vermitteln, falls sie die Reise dahin unternehmen wollte, was sie wieder ablehnte.

Um aus der verlegenen Scene herauszukommen, baten wir den Cahin, welcher mit gleichgiltigem Achselzucken die Klagen der Kranken begleitete, uns seine Kinder vorzustellen, zu welchem Zwecke er sich alsbald aufmachte. Kaum aber hatte er das Zimmer verlassen, als die Alte mit Thränen ausrief: „Versteht Ihr mich denn nicht? ich bin seine Frau und habe ihm mehrere Kinder geboren. Aber sie sind gestorben, und nun, da ich krank und schwach bin, hat er eine andere geheirathet! Helft mir, helft mir! —“ Wir fragten sie, ob ihr an Speise und Trank, oder Kleidung irgend etwas abgehe? — „O nein, aber er liebt mich nicht! helft mir, helft mir!“ — Aber wie? — „Gebt mir Geld, daß ich mir neuen Puß kaufe, vielleicht daß ich ihm da wieder gefalle! helft mir! — nur daß er's ja nicht bemerkt, sonst bin ich des Todes! —“

Der Gedanke, daß der Schreckliche, den die arme Frau nur mit er bezeichnete, füglich hier mit im Geheimniß sein konnte und nur durch ein hier gemachtes Geschenk die ihm directer zufließende Gabe nicht geschmälert sehen

wollte, kam uns erst später. Eine solche Speculation wäre an dieser Stelle nicht außerhalb der Grenze des Möglichen gewesen. Sie mißrieth indessen theils durch die alberne Form der Bettelei, theils durch die schleunige Rückkehr des Gatten, welcher mit einem Knaben und Mädchen von 4—6 Jahren, beide von auffallender Schönheit und reich mit Gold und Amuletten behangen, wieder eintrat. Sie waren die Kinder seiner jüngern Frau. Die Bigamie findet also, wenn auch gewiß nur in seltenen Fällen, unter den Samaritanern Statt. Auch bei jüdischen Rabbis im Orient soll sie vorkommen, jedoch nur wenn, wie hier, von der ersten Frau Nachkommenschaft nicht gehofft wird.

Der Cahin schlug uns nunmehr vor, ihn in die Kirche, (Knise) — diesen Namen legte er nach muhammedanischem Sprachgebrauch seiner Synagoge bei — zu begleiten, welche uns zu zeigen wir ihn schon früher gebeten hatten. Da seine Wohnung diesem Heiligthume an und übergebaut ist, so hatten wir nicht weit hinzugelangen. Zunächst traten wir auf einen sauber gehaltenen, mit Steinplatten gepflasterten Hof, welcher vor dem Eingange der Synagoge mit einem offenen Gewölbe überdacht ist. Auf die Bitte des Cahin ließen wir daselbst unser Schuhwerk zurück und folgten ihm in den gottesdienstlichen Raum, ein unregelmäßiges mit drei Nischen versehenes und von oben erleuchtetes Gemach, ebenfalls reinlich gehalten, und mit Strohmatten ausgelegt. Die Hauptsehenswürdigkeit dieses Ortes ist bekanntlich die alte Handschrift des Pentateuchs, welche dem Abisa, Sohne des Pinehas, des Sohns Eleazars und Enkel Aarons, zugeschrieben wird. Dieselbe befindet sich in einer mit Silber und Email ausgelegten Messingkapsel, einer geschmackvollen Damascenerarbeit, welche sie gegen weitere Zerstörungen schützen mag, uns aber verhinderte, über ihren Gesammthabitus zu urtheilen. Das oberste Blatt hatte durch den Gebrauch viel gelitten, war aber doch noch fast ganz leserlich; das Pergament scheint von derselben derben Art zu sein wie dasjenige, welches zu den spätern Pentateuch-Manuscripten benutzt wurde. Die Handschrift gilt für so heilig, daß sie für die Vorlesungen beim gewöhnlichen Gottesdienst nicht mehr benutzt wird. Neuere Manuscripte in Codexform bemerkten wir auf Holzborden an der Wand eine ziemliche Anzahl — das Erbgut der bis über das Mittelalter hinaus an manchem Orte Syriens bestehenden Samaritergemeinden, welche bis auf die von Nablus allmählig ausgestorben sind. Ein andres Curiosum ist der vor ungefähr 360 Jahren von einem Samaritaner zu Damascus angefertigte und der Muthersynagoge gewidmete Vorhang des Tabernakels, ein schwerer Seidenstoff, auf welchem in höchst naiver Weise die Stiftshütte mit ihren Vorhöfen und allen in der Bibel erwähnten heiligen Geräthschaften, sowie auch der Name des Schenkers in Goldstickerei dargestellt ist. Inschriften auf Steintafeln bemerkten wir so-

wol in der Synagoge als auch in der Vorhalle mehrere den Wänden eingefügt. Mit Ausnahme einer, welche von einer Reparatur des nunmehr etwa 450 Jahr alten Baues handelt, enthalten dieselben Stellen aus den fünf Büchern Moses; zum Theil mögen sie aus den Ruinen des früheren Gotteshauses im Garten des Chadrastiftes herübergebracht worden sein.

Der Priester hatte bei seinen Erklärungen, denen wir große Aufmerksamkeit schenkten, seine gewöhnliche Redseligkeit wiedergefunden, und da uns die liebliche Kühle des Orts behagte, so folgten wir gern seiner Einladung, uns noch einmal mit ihm auf den Strohmatte zu einer Unterhaltung niederzulassen. Natürlich war diese seinerseits eine Vertheidigung und Verherrlichung seines nationalreligiösen Standpunktes; der nüchterne verständige Mann verstieg sich dabei hie und da bis zu der Grenze des Enthusiasmus, während uns ein eigenthümlicher Umstand hinderte ihm in seinem Fluge per liquidum aethera zu folgen.

Wol mancher Sterbliche, der gern „mit Rugen“ reist, hat sich schon unbehaglich gefühlt, wenn es galt einer respectablen Person, die ihm einen nicht taxirten Dienst erwiesen, nunmehr mit Dank Lebewohl zu sagen. Kann man Geld bieten oder würde dies das Zartgefühl verletzen und in jenem Falle wieviel? — Das sind beängstigende Fragen, und wenn welterfahrene Leute die erste auch im Zweifel bejahend beantworten, so bleibt doch die zweite ein fiktlicher Punkt. Wie soll ich einen ehrwürdigen Mann in Priestertracht belohnen, der mich im Dome des Gradschin umherführt, und sich nicht bloß als Cicerone vortrefflich bewährt, sondern, nachdem er bei mir die schwarzweiße Gesinnung ausgespürt, bei jedem Schaden, den eine Kugel des großen Königs dem herrlichen Baue beigebracht, mein Herz noch durch ein Loblied auf den Einzigen erfreut? Aber nicht bloß das Wie auch das Ob ist oft schwerer zu erledigen als man glauben mochte. Eine solche Gabe hat wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Almosen etwas Beschämendes — läßt sich dies einem Manne auferlegen, dessen Aeußeres nicht nur Anstand, Bildung und Wohlhabenheit verräth, sondern welchen man sich eben noch in der Unterhaltung al pari gestellt hat? Dem bei aller Vorliebe für Bachschisch seiner Empfindung nicht entbehrenden Orient ist es gelungen ein Mittel ausfindig zu machen, wobei die Gabe nicht verloren geht und doch der persönlichen Würde nichts vergeben wird — man stellt dem Verpflichteten kleine Kinder in den Weg, welche in ihrer Unschuld Geschenke annehmen können, ohne daß irgend jemand beleidigt würde. Diesen Vortheil zieht auch der Cabin Amram aus seiner Nachkommenschaft; da es aber vorgekommen sein mag, daß Reisende den Wink nicht verstanden, so ist das bildschöne, kleine Hohepriesterchen abgerichtet worden, indem es sich um die Kniee des wißbegierigen Fremden dreht, fortwährend Allen außer dem hochwürdigen Papa hörbar Bachschisch Bachschisch zu lispeln. Diese

Töne begleiteten auch die Rede des Cabin, aus welcher ich jetzt das Wichtigste zu referiren habe.

„Sie haben,“ sagte er, „unser großes Argument mit eignen Fingern berührt, — würde wol das von Abisa geschriebene Buch in unserm Besiz sein, wenn wir nicht das hohepriesterliche Geschlecht wären? Aber noch mehr! Ich kann Ihnen die ganze Reihe der Nachfolger Aarons bis auf meinen Vater schwarz auf weiß zeigen, von des Letzteren eigener Hand geschrieben. Nur lassen Sie sich durch das trübe Wasser der jüdischen Nachrichten nicht täuschen; denn schon Eli, welcher von Ithamar abstammte und nicht wie ich von dem einzig berechtigten Eleazar (Bachschisch, Bachschisch,) war ein Usurpator und ebenso alle spätern Priesterfürsten von Jerusalem. Das wahre Priesterthum bestand zu Sichern an dem heiligen Berge, dem Berge des Segens und der Verheißung. Auf ihm befand sich die ächte Bundeslade, die echten Geseztafeln u. s. w. Aber nachdem die Juden gegen den ausdrücklichen, sogar im Dekalog ausgesprochenen Willen Gottes*) auf dem Garizim angebetet zu werden, einen Tempel in Jerusalem erbaut und sich so von der reinen Lehre Moses losgesagt hatten, da sah die Priesterschaft, um dem Widerspruche des Volks zu begegnen, sich genöthigt den Text der Thora zu fälschen, und derselben andre, den Geschichtsverlauf absichtlich entstellende Schriften beizugeben. Dies Kunststück hat Dzeir (Ezra), der schändlichste unsrer Widersacher vollbracht, nicht so geschickt, daß sich nicht auch aus dem jüdischen Texte die Wahrheit klar ausfindig machen ließe, aber doch in einer Weise, welche seitdem die große Welt irre geleitet hat. Ganz den Garizim wegzulassen wagte er nicht, daß er sich aber fürchtete, ihn zu nennen beweist die Stelle Deut. 33, 19., wo in der hebräischen Bibel den ausgelassenen Namen des Opherberges nur ein Strich andeutet. Auch sehen wir, daß David noch zauderte die kleine Anhöhe unter der, eben erst dem Gögendienst entrissenen Burg Zion dem Volke als Heiligthum hinzustellen; sein Sohn Salomo fühlte sich dazu stark genug und dafür fielen ihm von dessen Sohn Rehabeam zehn Stämme unter zwölfen ab. Aber die Welt ist durch Dzeir verblendet worden man nennt uns Kuthäer, während wir doch echte Israeliten sind, und da man uns den Namen Schomrim nicht rauben konnte, welcher nichts bedeutet als die „Beobachter des göttlichen Gesetzes,“ so hat man ihn uns zur Schmach auf die Stadt Schomron (Samaria) bezogen, den Siz jener blutigen Tyrannen, der sogenannten Könige von Israel, mit denen meine Ahnen nie zu schaffen hatten. Fragen Sie doch einmal einen Rabbi, auf was sich stützend David die niedere Anhöhe in dem anderthalb Tagereisen von Berscha entfernten Jerusalem, welche man von keiner Seite auch nur eine Viertelstunde

*) Die Samaritaner ziehen unsre zehn Gebote zu neun zusammen und fügen dann ein zehntes bei, welches die Errichtung eines Altars auf dem Berge Garizim befehlt.

weit sehen kann, für das Land Moriah erklärte und für den Berg, welchen Abraham am dritten Tage noch von ferne sah! — Doch beklagen wir uns über niemanden so sehr, wie über den Dzeir; daß dieser Fanatiker den Haß gegen die Wahrheit und ihre Träger in Schriften verewigt, das hat unsre Nation zu Grunde gerichtet. Noch jetzt, wie würde uns von allen Seiten Geld zufliegen, wenn man uns als das anerkennt, was wir sind, Kinder Jakobs durch Joseph, den besten seiner Söhne, und durch Ephraim, den gesegnetsten seiner Enkel! Aber wir sind vergessen, während die Rabbiner zu Jerusalem Schätze aufspeichern. — Bachschisch, chschisch zischelte der schwarzäugige Anerbe der Ruthe Aarons.

Wir wollten unsern freundlichen Wirth nicht mit der Bemerkung betrüben, daß vor einer so scharfen Kritik, wie er der Ezra'schen Recension des alten Testaments anlege, auch der Hort seines Hauses, die Handschrift Abisas, schwerlich bestehen würde. Was hätte es auch geholfen? Belehrung suchte der Mann nicht, denn was er wußte oder zu wissen meinte, war für ihn ein durch Pietät und religiöse Ueberzeugung geheiligtes Erbgut. Wir begnügten uns also ihm zu bemerken, daß, da uns nur jüdische Nachrichten, nicht aber gleichzeitige seiner Vorfahren bekannt wären, wir uns nicht im Stande sähen seinen Deductionen zu folgen.

Bei der Betrachtung der früher erwähnten Inschriften in der Synagogenwand hatten wir den Cahin gefragt, ob er es für möglich halte, daß die dem Thurne der Chadramoschee eingemauerte Steintafel jemals als die mosaische eine heilige Geltung gehabt habe. Er stellte dies entschieden in Abrede und versicherte dagegen, daß einer auf den Vorschriften des mosaischen Gesetzes beruhenden Sitte zu Folge solche Inschriften früher häufig in den Gebäuden der Samaritaner angebracht worden seien. Eine Anzahl solcher Häuser, durch Inschriften als ehemaliges Eigenthum seiner Nation gekennzeichnet, seien jetzt in muhammedanischem Besiß und ihm unzugänglich; jedoch könne er uns auch in samaritanischen Häusern Beispiele zeigen.

An dies Versprechen erinnerten wir ihn, indem wir, seiner sanften Widerrede nicht achtend, sein Knäbchen mit einer Gabe erfreuten. Er war bereit mit uns zu kommen, doch mußte noch einer ähnlichen Formalität im Vorhofe genügt werden, wo, während er das Heiligthum schloß, sein Töchterlein uns mit blühenden Myrthenzweigen beschenkte; dann folgten wir ihm in ein wenig entferntes, augenscheinlich sehr altes Haus, in welchem wir über der Oberschwelle eines Zimmers auf einem von Rauch gebräunten Steine eine durch Schmutz und Verwitterung ziemlich unleserlich gewordene Inschrift, angeblich die zehn Gebote bemerkten, als Illustration zu der Stelle Deut. 11, 20 „und diese Gebote sollst du an die Pfosten Deines Hauses schreiben und an Deine Thore.“ —

Von da führte uns der Cabin in die Wohnung eines gewissen Jakab Schelebi, eines angesehenen Samaritaners, welcher den, bei einer früheren Gelegenheit erwähnten, aus den Ruinen des Chadragartens hervorgezogenen Inschriftstein käuflich an sich gebracht hatte. Wir fanden diesen Stein auf dem Hofe des Hauses, und achteten die Inschrift wichtig genug um einen Abdruck davon zu nehmen. Raun aber machten wir dazu Anstalten — der Hauseigenthümer, ein übel berücktigter Mensch war nämlich ortsabwesend und diese Gelegenheit glaubten wir benutzen zu müssen, — als von allen Seiten die Hausbewohner auf den Hof stürzten, um sich unserm Vorhaben zu widersetzen. Es war eine nicht geringe Zahl, denn das Haus ist sehr geräumig und soll fast einem Viertel der jetzigen samaritanischen „Nation“ Obdach gewähren. Uns war es komisch zu beobachten, wie diese Leute auf dem engen Hofe sich hüteten einer dicht verhüllten, neben einer Wiege sitzenden Frau nahe zu kommen, offenbar einer Wöchnerin, durch deren Berührung sie gegen das Reinigungsgefeß verstoßen haben würden. Zum Glücke für uns trat eben wahrscheinlich in Back-Angelegenheiten, unser Freund der Scheich der Chadramoschee ein, und verschaffte seinem Willen bald Achtung. Die Gebieterin des Hauses, welche wahrscheinlich den Sturm angeregt hatte, fand es nun für gut andre Saiten aufzuziehen; sie schickte uns einige Täßchen bittern Kaffee und ließ uns das für unsere Operation nothwendige Wasser reichen. Als wir fertig waren, stand denn auch eine Alte mit einem Säugling auf dem Arm da, dem Sohne des Hausherrn, wie sie sagte. Das Kind hatte eine instinctmäßige Freude an dem kleinen dargebotenen Silberstückchen, es wird also wol nicht aus der Kuthäischen Art schlagen. Von dem Scheich — Bäcker, — welcher als Ehrenwache bei uns blieb, begleitet, kehrten wir zu unsern Zelten zurück.

In der Abendkühle machten wir einen Ritt nach der hochgelegenen Moschee Amäd-Eddin an der gegenüberliegenden nördlichen Bergwand. Ein sehr beschwerlicher Weg, der Anfang der directen Straße nach Nazareth, führte uns hinauf, aber wir fanden uns durch die Aussicht auf die Stadt und den Garizim, eine Aussicht, welche sich östlich bis zu den blauen Bergen Gileads und westlich bis an das Meer erstreckt, reichlich belohnt. Die Moschee besteht aus zwei symmetrisch aufgeführten Kuppelgemächern nebst einem Vorhofe, den ein alter Maulbeerbaum beschattet. Der Erbauer ist längst vergessen und keine Inschrift erinnert an ihn. Mehrere, vielleicht natürliche, aber künstlich erweiterte Höhlen und große Cisternen deuten auf eine Ortschaft, die einst hier gelegen.

Am folgenden Morgen besuchte uns Ali Bey, der Sohn des in Trapezunt in Verbannung lebenden Familienhauptes des Hauses Tokan, Suleiman Bey, nebst mehreren seiner Verwandten. Ali Bey ist ein Mann von ungefähr 50 Jah-

ren, aber durch Kränklichkeit früh gealtert und so schwach, daß er sich durch einen Diener führen ließ. Seine körperlichen Leiden dienten für den verspäteten Besuch als Entschuldigung, doch war es uns wahrscheinlicher, daß er vorher die Erlaubniß des Kaimakam einholen zu müssen geglaubt hatte, welcher ja durch einen ungünstigen Bericht ihn wie jeden andern Bey in die Verbannung zu schicken vermag. Von seinen Begleitern waren zwei schon in Verbannung gewesen und hatten so die türkische Sprache erlernt; ein dritter, ein noch junger Mensch, war im Exil geboren. Die Stimmung unter ihnen war eine gedrückte, sie wünschten zu erfahren, ob sie nicht auf eine Rückkehr Suleiman Bey's und der guten alten Zeit ihrer Herrschaft hoffen könnten. Wir riethen ihnen ersteren Wunsch dem Kaimakam ans Herz zu legen und aller weiteren Hoffnungen zu entsagen. Die Gründe für diesen Rath lagen nahe genug; und daß abgesehen von dem jetzigen herabgekommenen Zustande des Hauses, auch die Zeit seines Glanzes immer an Unruhe und Besorgniß reicher als an friedlichem Genuße gewesen, wurde uns willig zugestanden. Sollte man nun nicht glauben, daß diese Leute nach so viel Erfahrungen sich endlich von der Thorheit ihres hoffnungslosen Strebens überzeugten und nicht lieber ihre Sorgen auf die gute Bebauung ihrer Grundgüter richteten! Ein jüngerer Bey, Selim, welcher durch Umgang mit dem Missionär Bowen vernünftiger Grundzüge angenommen, schien dies wol zu verstehen. Die Uebrigen zeigten sich erstaunt, daß man ihnen zumuthen könne, ihren orientalischen Charakter so weit zu verleugnen, um nicht Macht und Ansehen für das höchste Erdengut zu halten, bei dessen Verfolgung man alles weitere dem Risiket anheim zu geben habe. Fand doch auch in Constantinopel die Großvezierswürde, als sie eine unfehlbare Stufe zur seidnen Schnur war, immer wieder Anbeter! Und wie die Extreme überall sich berühren, so ist der Islam auch an erhebenden Beispielen der Entsagung zu jeder Zeit unter den Religionen besonders reich gewesen.

Gleich nach den Bey's war der Cahin Amram mit zwei älteren Männern seiner Gemeinde zu unsern Zelten heraufgekommen; doch hielt er sich in einiger Entfernung, wol weniger aus Bescheidenheit, denn sonst sah ich ihn mit den Vornehmen der Stadt freimüthig verkehren, als um nicht in den Ruf der Parteigenossenschaft mit den Tokan zu kommen. Nachdem diese uns verlassen, näherte er sich mit seinen Begleitern, welche er uns als Aelteste vorstellte. Gleich nach den Begrüßungen rückte er den Feldstuhl, auf welchem er Platz genommen, mit geheimnißvoller Miene zu mir heran und sagte: „Wir sind gekommen uns in wichtigen Angelegenheiten unsrer Nation Ihren Rath auszubitten. Wie Sie sehen, sind wir ein kleines Häuflein in einer muhammedanischen Stadt; wir haben Niemanden der uns helfe, der uns gegen die Willkür der Machthaber schütze! Wie glücklich ist dagegen das Loos der

Aschenazim (d. i. der europäischen Juden) von Jerusalem; die reisen frei im Lande umher, treiben Handel und Gewerbe so viel sie Lust haben, zahlen keine Abgaben, und wo je einem eine Beleidigung widerfahren, da tritt sogleich für ihn der Consul auf und verschafft ihm eine solche Genugthuung, daß schon manches sich auf Speculation hat beleidigen lassen. Wir haben durch den Professor Petermann soviel von dem gnadenreichen Gemüth des Königs von Preußen gehört, und dies hat bei uns den Wunsch erweckt, preussische Unterthanen zu werden. Glauben Sie, daß der König auf eine von mir als Priester und sämtlichen Aeltesten zu unterzeichnende Bittschrift huldvoll eingehen und uns unter die glückliche Zahl seiner Slaven aufnehmen werde?"

Wir antworteten ihnen, daß sie von der Großmuth des Königs und seiner Liebe für ihr Vaterland gewiß nicht hoch genug denken könnten, daß aber eine schwere Krankheit ihn eben jetzt den Staatsgeschäften entziehe. Ihrer Aufnahme in den preussischen Unterthanenverband stehe nichts im Wege, falls sie ihr Nablus verließen und sich in den preussischen Landen etwa am Blocksberge, der zwar kein Har Garizim, aber doch ein von Poeten viel gefeierter Berg sei, niederließen. Daß Preußen nicht das Recht habe, sich die Unterthanen des Sultans in dessen eignen Landen anzueignen, werde ihnen wohl nicht unbekannt sein. Sollten sie aber je eine eclatante Bedrückung zu erleiden haben, so wären wir überzeugt, daß die in Berlin herrschende Liebe für Antiquitäten, ihnen als einer der wunderbarsten lebendigen Antiquität zu Gute kommen, und man die Remedur des ihnen widerfahrenen Unrechts sich angelegen sein lassen werde.

Den Cabin schien nichts in dieser Antwort zu betreffen, nur protestirte er feierlich gegen den Gedanken an Auswanderung, welcher auch bei seinen beiden Genossen höchliches Mißfallen erregte. „Behüte Gott,“ rief er aus, „daß wir je den Berg verlassen, auf welchem Mosiß steinerne Tafeln vergraben liegen! Wer wird an uns noch denken, wenn wir unser Heiligthum aufgegeben haben?“ Sodann theilte er mir mit, daß er sich schon früher an die Königin von England gewandt habe, um ihr seine und seines Volkes Unterthanenschaft anzutragen, und daß von derselben an ihre politischen Agenten in der Türkei der Befehl ergangen sei, der Gemeinde bei etwaigen Schwierigkeiten in officiöser Weise beizustehen.

Dies genügte offenbar dem Bittsteller nicht. „Meinen Sie,“ rief er aus, „daß ich mich je in einem speciellen Falle an die englischen Consularbeamten gewandt habe? Mit nichten! Wir sind mit den Muhammedanern immer gut ausgekommen und wollen uns durch fremde Einnischung unsre Stellung nicht verderben lassen. Es thut uns ja auch Gottlob niemand etwas zu Leide! Unsre einzige Klage sind die Staatsabgaben, welche der englische Schutz uns

doch nicht abnimmt. Ja, wenn Ihr König gesund wäre, der würde mehr für uns thun. Aber vielleicht," fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, „hat die Königin von England uns nur nicht recht verstanden; wenn ihr doch jemand klar machen wollte, daß es sich nur um 3000 Piafter jährliche Abgaben handelt. Ist diese Summe für uns gezahlt, dann liegt uns nichts daran, ob wir Türken oder Briten heißen sollen.“

„Oder Preußen," hätte er sagen können; denn daß die begehrte preußische Unterthanenschaft nur eine Jahresrente von 3000 Piaftern (180 Thlr.) zu bedeuten habe, ging aus der Unterhaltung deutlich genug hervor. Diesen Orientalen hält es schwer, sich einen europäischen Souverän anders denn als die höhere Potenz eines Pascha zu denken, welcher per fas et nefas überall seine Taschen füllt und dafür denn auch einmal zur Unzeit großmüthig sein kann, wie ein Chalif der 1001 Nacht. Unsre bei dieser Gelegenheit gemachten Mittheilungen über die Verwendung der Gelder in einem geregelten Staatshaushalt, über die Pflichten einer civilisirten Regierung, setzten unsre Besucher fast noch mehr in Staunen, als drei Tage zuvor den Ortscheich von Rasidia die Kunde, daß es eine behagliche Existenz auf Erden ohne Kameele geben könne.

Daß es mir gelungen, dem Cahin seine Wünsche auszureden, will ich nicht behaupten; schon der alte Askräer sagt: Ist des elenden Geschlechts der Sterblichen Seele das Geld doch! und dieser Spruch hat, wenn irgendwo, in Nablus seine vollkommene Geltung. Außerlich freilich gab unser Freund sich zufrieden und nahm nunmehr die Rede mit der Bemerkung wieder auf, daß ihm in noch einer Sache unser Rath wünschenswerth sei. „Sie wissen vielleicht," sagte er, „daß uns vor einigen Jahren einmal das Glück zu lächeln schien. Einer aus unsrer Mitte, Jakob eschelebi, derselbe, in dessen Hause Sie den Stein mit der Inschrift sahen, ging nach Europa, um für die Nation Geld zu sammeln. Der Erfolg war ein glänzender, mit Gold reich beladen kehrte der junge Mann zu uns zurück. Aber im Vertrauen auf den Schutz der Consularbeamten des Volks, bei welchem er seine Collecten veranstaltete, hat er von seinem ganzen Reichtume Nichts (der Cahin nahm bei diesem Worte den Nagel seines rechten Daumens zwischen die Schneidezähne und zog ihn mit einem emphatischen Rucke ab) der Gemeinde zu Gute kommen lassen. Wir erwarten den schlechten Menschen in diesen Tagen von Beyrut zurück — welche Schritte rathen Sie der Gemeinde an, um zu ihrem Rechte zu gelangen?" —

Von der Geschichte, auf welche der Cahin hier anspielte, waren mir schon manche Einzelheiten bekannt, aber erst durch die ihm entlockten, wenn auch bisweilen geschrobenern Mittheilungen wurde uns eine klarere Uebersicht des Ganzen zu Theil. Als das erste, und vielleicht auf lange Zeit einzige, Beispiel der Ausbeutung europäischer Mildthätigkeit durch einen samaritanischen

Industrieritter dürfte hier eine kurze Notiz darüber am Orte sein, wenn dieselbe auch auf mehr als bloß nablusische Zustände ein Streiflicht wirft.

Jakáb esch-Schelebi ist der Großneffe eines Mannes, welcher sich um die äußerliche Hebung des samaritanischen Gemeinwesens Verdienste erworben hat, des in Robinsons Palästina erwähnten Abd-es-Sameri aus der alten Familie Beni Danes oder Danusteh, welcher während der ägyptischen Occupation und später unter der Verwaltung des Suleiman Bey Tokan als Finanzschreiber für den District von Nablus Ansehen und Reichthum erwarb. Ein derartiger Posten setzt, wie sich leicht begreift, mancherlei Versuchungen aus, welchen der alte Mann nicht genug widerstanden zu haben scheint. Nachdem er mit der Verbannung des Suleiman Tokan seine Stütze verloren, erfolgten Rückerstattungsflagen, und nach seinem Tode wurden wegen einer solchen seine nächsten Verwandten und Erben, unter ihnen Jakáb, ins Gefängniß gesetzt. Der Letztere wußte zu entrinnen und gelangte nach manchen Irrfahrten nach Jerusalem, woselbst er wegen inzwischen in der Regierung von Nablus eingetretenen Personenwechsels nicht mehr verfolgt wurde. Er beschäftigte sich damals mit dem Verkaufe samaritanischer Handschriften religiösen Inhalts, welche dem Synagogenschafe angehörig, aus der Erbschaft seines Großonkels, dahin hätten zurückgegeben werden müssen, und lebte von dem Erlöse. Später soll er ein Gewerbe getrieben haben, welches als in das Familienleben eingreifend, dem Orientalen vorzugsweise verhaßt ist. Jedenfalls stand er in dem allerübelsten Rufe.

In Jerusalem wurde er mit einem jungen europäischen — man erlasse mir die nähere Bezeichnung — Beamten bekannt, welcher nachher als Viceconsul seiner Regierung nach einer nordpalästinenischen Hafenstadt versetzt wurde. Derselbe war während mehrjährigen Aufenthalts in Jerusalem in den religiösen Schwindel eingeweiht worden, durch welchen Nicht-Missionäre, dem eben herrschenden Lieblingswahn des leichtgläubig frommen Hausens in der Heimat schmeichelnd, für angebliche Missions- und sonstige Humanitätszwecke Geld aufzubringen wissen. Durch den besagten unbezahlten Posten selbstständig geworden, trachtete er die erworbenen Kenntnisse zu verwerthen. Seine erste That war aber, wie behauptet wird, eine andre. Die französische Regierung hatte vielen ihrer zahlreichen jüdischen Unterthanen in Palästina plötzlich ihren Schutz entzogen und sie den Landesgesetzen mit deren onerosen Verpflichtungen preisgegeben. Unsern jungen Mann rührte ihr Schicksal; er reiste nach Safed, einem ihrer Hauptsitze, und gewann dort ohne Schwertstreich seiner Regierung eine zahlreiche Unterthanenschaft, — ein ebenso patriotisches als einträgliches Geschäft, denn die Schuttpatente wurden nicht gratis ausgemittelt. Nunmehr erinnerte er sich seines Freundes Jakáb; er berief denselben zu sich, kleidete ihn in prunkhafte orientalische Tracht und führte ihn so nach der Hauptstadt

seines Vaterlandes, woselbst er einen Artikel ungefähr folgenden Inhalts in die von dem oben bezeichneten Publikum vorzugsweise gelesenen Blätter rücken ließ. Die Samaritaner zu Nablus, hieß es darin, seien in ihren mannigfachen Bedrängnissen auf den Gedanken gekommen, die Großmuth der *** Nation durch einen Abgeordneten anzuflehn. Dieser, ein junger Primat, sei nunmehr angekommen und werde in seiner Nationaltracht einer öffentlichen Versammlung beiwohnen, welche da und da zu dem Zwecke abgehalten werden solle, um über Mittel und Wege zu rathschlagen, wie dem unglücklichen biblischen Volke aufzuhelfen sei.

Ein junger samaritanischer Primat in seiner Nationaltracht, ein Landsmann der Frau, mit welcher unser Heiland am Jacobsbrunnen redete, — mehr bedurfte es nicht, um ein reiches, edles und bibelfundiges Publikum anzuziehn. Zur festgesetzten Zeit eilten Schaaren nach der bestimmten Localität und die Staatswagen machten Queue. Im Eingange aber war eine kleine Schwierigkeit. Es wurde dort — worauf die Zeitungsannoncen vergessen hatten, aufmerksam zu machen — ein Eintrittsgeld von einer Guinee erhoben, natürlich für die armen Samaritaner. Doch stießen sich daran nur Wenige, und sollte hie und da ein stiller Groll wegen der unvorhergesehenen Abgabe geblieben sein, so machte die Erscheinung des schlanken, jungen Fremdlings, sein regelmäßiges, von der Sonne des Südens gebräuntes Antlitz, seine reiche phantastische Kleidung, seine Unbekanntschaft mit der ***ischen Sprache, Alles wieder gut. Der Erfolg war ein vollständiger; Bischöfe, Grafen und Barone luden den Abenteurer mit seinem Führer, welcher das wohlberechnete Opfer der Eigenliebe brachte, sich ihm als sein Dolmetscher völlig unterzuordnen, zur Tafel, und ein Comité wurde eingesetzt, um fernere Sammlungen zu veranstalten.

Nachträglich stiegen gleichwol bei dem Einem und Andern der Wohlthäter allerlei Bedenken auf, und dazu mochte sich eine gelehrte Neugier gesellen. Genug man wünschte die Creditive des samaritanischen Gesandten einzusehn. Solche waren nun freilich nicht da, denn daß ein consularisches Zeugniß nicht als genügendes Authenticum für den fremden Almosensammler betrachtet werden würde, hatte man nicht vorhergesehen. Doch verlor man die Haltung nicht; kannte man doch den Charakter des Oberpriesters, der die Beglaubigung auszufertigen haben würde. Man habe, hieß es, nicht geahnt, daß ein Zweifel erhoben werden könne; aber die Sache sei einfach, mit umgehender Post solle das Fehlende nachgeholt werden. Damit wurde ein mit dem Werthe von 60 L. Sterl. beladener Brief an den Cahin Amram zu Nablus expedirt, mit Auseinandersetzung des Falles eine bedeutend größere Summe in Zukunft verheißen, und er um die nöthigen Papiere angegangen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Treffliche ohne Weiteres in die Falle ging. Es

ist einigermaßen zu verwundern, daß das Geschenk so beträchtlich ausfiel; hätte Jakáb, der keinen guten Namen aufs Spiel setzte, allein darüber zu bestimmen gehabt, er würde wol kaum ein Drittel der Summe daran gewandt und dennoch seinen Zweck erreicht haben. Diesem Menschen, den er bisher nur als Synagogen-Bücherdieb behandelt hatte, stellte der Priester als seinem Vertrauten bereitwillig die nöthigen Papiere mit Siegel und Unterschrift aus und harrete seitdem, und harret leider noch heute, der guten Dinge, die da ferner kommen sollten.

Nach einigen Monaten kehrte der Viceconsul auf seinen Posten zurück, von wo er alsbald den Cahin besuchte, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Jakáb esch-Schelebi blieb eine beträchtliche Zeit länger in dem Lande seiner erfolgreichen Thätigkeit und kehrte, nachdem er außer der Hauptstadt auch die hauptsächlichsten Provinzialstädte mit seiner Gegenwart beglückt hatte, mit einer Summe, welche mindestens auf den Werth von 1200 L. Sterl. berechnet wird, in seine asiatische Heimat zurück. Ob er daselbst diesen Schatz ganz für sich behalten, läßt sich nicht entscheiden; der Cahin aber, welcher, durch das ihm zugeworfene Trinkgeld verblendet, sein Mitschuldiger geworden war, sah sich bitter getäuscht, als er mit dem Begehren, den ihm und der Nation gebührenden Antheil zu erheben, schnöde abgewiesen wurde. Er wandte sich an die Consularbeamten des Volks, das sich als einen so großmüthigen Wohlthäter der Seinen erwiesen und schrie nach Gerechtigkeit; aber man behandelte ihn nicht besser, als der Inhaber der Beute, und da es ihm, was Gerechtigkeit anbetrifft, nicht einfiel, mit der Vertheilung der ihm persönlich zu Theil gewordenen Gabe den Anfang zu machen, so gelang es ihm nicht einmal Sympathien zu erwecken. Selbst innerhalb der Gemeinde büßte er trotz seines späten Eifers für die gute Sache an Ansehen ein; man betrachtet ihn und den Jakáb als zwei gleiche Kumpane, von denen der Eine den Andern an List und Glück übertroffen.

Am Ende einer langen Unterhaltung, als deren Substrat die vorstehende Geschichtserzählung zu großem Theile gelten mag, wiederholte der Cahin seine Bitte, ich solle ihm und den Gemeinde-Altesten geeignete Schritte zur Erlangung des Ihrigen anrathen. Ich verwies sie auf die türkischen Gerichte, denen der Jakáb als Nayah unterstehe. „Die,“ antwortete der Cahin, „wollen nicht entscheiden, weil sie die ***schen Consularbeamten bei der Sache interessirt glauben.“ — „So excommunicirt den Taugenichts.“ — „Das würde die Nation nicht leiden.“ — „So schreibt an das Comité zu ***.“ — „Das haben wir gethan, aber man glaubt uns nicht.“ — „So dulde, armer Hoherpriester, es ist dir wirklich nicht zu helfen!“ —

„Der Schändliche,“ rief beim Abschiednehmen der Cahin aus, „und wie er in England eine vornehme Miß an der Nase herumgeführt hat, die Toch-

ter eines berühmten Seehelden! Die sehr Ehrenwerthe war in ihn vernarrt und zeigte sich für unsre Armen ganz besonders gütig. Noch jetzt schickt sie ihm Geschenke und Geld, und er hütet sich wol sich ihre Glückwünsche zu seiner vor Jahr und Tag erfolgten Verheirathung auszubitten. Sie soll die besten Hoffnungen gehabt haben, ihn zur Taufe zu geleiten!" —

Wir blieben lange genug in Nablus, um den Laertiaden seines Volks zurückkehren zu sehn und seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er ist jetzt ein angehender Dreißiger von imposantem Wuchse und regelmäßigen, doch an einem abstoßenden Ausdruck leidenden Gesichtszügen, welche in einem unter Orientalen seltenen Maße von Gemeinheit und Geistlosigkeit zeugen. Da er uns eine Menge Fegen von samaritanischen Manuscripten — immer mit der flehenlichen Bitte, dem Cabin nichts davon zu sagen — zum Kauf anzubieten hatte, so sahen wir ihn öfter als wir wollten, und hatten reichliche Gelegenheit die Bemerkung zu machen, daß, wenn ihm auch die Lüge völlig zur Gewohnheit geworden, seine widerwärtige Physiognomie die unbedingteste Wahrheit rede. Um so mehr bedauerten wir die arme Kalypso, die Tochter des Seehelden, wenn ihr wirklich die Abreise dieses Unwürdigen von ihrer glücklichen Insel nahe gegangen sein sollte. —

Die Geschichte der Rheinzölle.

Der Zweck des nachstehenden Aufsages ist, den Lesern das nothwendigste Material zur Beurtheilung einer Frage zu liefern, welche binnen Kurzem Gegenstand der Verhandlung in den preussischen Kammern werden soll.

Die Entstehung der Rheinzölle datirt aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Noch zu der Zeit, wo die holländischen Provinzen Spanien angehörten, wurden an ihren Küsten keine Zölle erhoben. Der Kampf für ihre Unabhängigkeit veranlaßte indeß einzelne Gebiete und Städte, die sich vom spanischen Joche losgerissen hatten, zur Erhöhung ihres Einkommens. Man wählte unter anderm hierzu die falsche Maßregel: den Verkehr auf dem Rhein mit Abgaben zu belegen. Es wurden zunächst die sogenannten Lizenzgebühren eingeführt; nur gegen Entrichtung derselben durften die fremden Schiffe in die feindlichen Häfen der spanischen Niederlande einfahren. Schon im Jahr 1566 klagten die Städte Cöln und Straßburg auf dem Städtetag zu Augsбург über diese willkürliche Steuerung. Mehrere andere freie Reichs-